

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

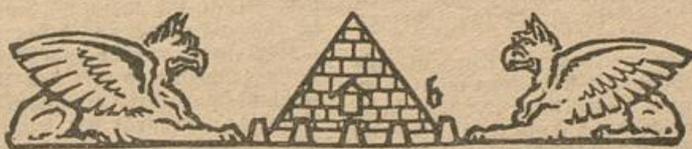
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933

24.9.1933 (No. 39)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 39



24. Sept. 1933

H. Henz / Nikolaus Niggenbach: Erinnerungen eines alten
Mechanikers.

I.

Vor etwa 40 Jahren erschien im Verlag „Gute Schriften Basel“ (ein Unternehmen ähnlich Reclams Universalbibliothek, doch kleineren Umfangs) ein Bändchen, in dem Nikolaus Niggenbach, ein in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, besonders als der Erbauer der ersten Fahrradbergbahn bekannter Schweizer Ingenieur, sein an Arbeit und Erfolg reiches Leben rückschauend beschreibt.

Das Bändchen seit Jahren vergriffen gewesen, ist im vorigen Jahr in neuer Auflage (48–53 Tausend) erschienen.

Niggenbach war zu Beginn seiner Laufbahn zehn Jahre in Karlsruhe tätig, seine Erinnerungen aus dieser Zeit, die 1853 endete, werden hier von besonderem Interesse sein, sie seien nach kurzer Schilderung seines Werdeganges bis dorthin, im Wortlaut wiedergegeben.

Niggenbach wurde 1817 in Gebweiler im Elsaß geboren. Die Eltern waren Schweizer, der Vater stammte aus Nünenberg im Kanton Basel-Land, die Mutter aus Basel selbst. Während seiner ersten Kindheit lebten die Eltern in sehr guten Verhältnissen, diese waren aber nicht von Dauer. Das Geschäft des Vaters, eine Rübenzuckerrefinerie, hatte in der Zeit der Continental-Sperre durch Napoleon großen Gewinn abgeworfen, ging aber zurück, als der Kolonialzucker wieder hereinkam, und stand im Verlauf der damals einsetzenden wirtschaftlichen Krise 1827 vorm völligen Zusammenbruch.

Darüber starb der Vater, die Mutter kehrte mit 8 Kindern, von denen Nikolaus mit 10 Jahren der älteste Knabe war, mittellos nach Basel zurück, wo sie einen Teil der Kinder bei Verwandten unterbringen mußte.

Auch Nikolaus verbrachte einige Jahre bei solchen, besuchte bis zum 14. Jahre das Gymnasium, und kam dann als Lehrling in das Tuchgeschäft seines Onkels. Mit dem Erfolg, daß dieser ihn nach einem Jahr eröffnete, er sei zu unbegabt für sein Geschäft, und ihn freiließ.

Auch der zweite Versuch, ihn zum Kaufmann auszubilden, schlug fehl. Diesmal hatte ihn die Mutter im Büro einer Seidenbandfabrik untergebracht, seine Hauptbeschäftigung bestand dort im Kopieren, — das hieß damals Abschreiben von Geschäftsbriefen. Daß er sich da lieber in den Fabrikräumen bei den Maschinen herumtrieb, verübelte ihm selbst sein Lehrherr nicht. Aber Drang und Wunsch des Jungen, Mechaniker zu werden, der schon immer in ihm schlummerte, fand dabei neue Nahrung. Er hätte gern umgefahret.

Das lag aber nicht im Sinn und in der Absicht der Mutter. Diese, eine tatkräftige Frau, hatte inzwischen ein Kolonialwarengeschäft angefangen (unter der alten Firma: „Witwe Niggenbach zum Arm“ besteht dies heute noch als eines der größten Geschäfte dieser Art in Basel), war aber nicht leicht dazu zu bewegen, ihn abermals aus der Lehre zu nehmen. Rechnete sie doch damit, ihren ältesten bald als Stütze im Geschäft zu haben. Sie willigte erst dann ein, als er mit Hilfe seiner Freunde einen Mechaniker fand, der sich erbot, ihn umsonst auszubilden. Nun aber war er am rechten Platz, aus der verhassten Schreibstube heraus. Drei Jahre dauerte die Lehrzeit, 1836 hatte er angelernt, dann ging

er in die Fremde. „Meine Mutter nähte mir ein paar Goldstücke in zwei Tüchle, und band sie mir um den Hals“, erzählt er, dann kehrte er Basel den Rücken, und wanderte südwärts, der Straße nach Lyon zu, meist zu Fuß, wenn ihn nicht zuweilen ein gutmütiger Kutscher aufsitzen ließ.

In Lyon hatte er das Glück, Landleute zu treffen, die ihm bald eine Stelle in einer Präzisionswerkstätte finden halfen. Hier bot sich ihm Gelegenheit, seine praktischen Kenntnisse als Mechaniker zu vervollkommen, und sich so emporzuarbeiten, daß er mit 20 Jahren Werkführer in einer Seidenstofffabrik wurde. Aber es hielt ihn trotzdem nicht lang dort, Ende 1837 ging er nach Paris weiter, wo er sich mehr für seine weitere Ausbildung versprach, als in Lyon.

Auch dort fand er sofort Arbeit und gute Gesellschaft, drei Schweizer, die mit ihm in dem Bestreben einig waren, sich auch theoretisch weiterzubilden. Gelegenheit bot sich ihnen in den abendlichen Vorlesungen im „Conservatoire des Art et Métiers“, sie liebten sich auch gemeinsam von einem Studenten der Ingenieurschule in Mechanik, Physik u. Mathematik unterrichten. Alle vier arbeiteten mit Eifer und Beharrlichkeit; mit Genugtuung erzählt Niggenbach in den Erinnerungen, daß sie es auch alle im späteren Leben zu etwas gebracht hätten.

Nun soll er aber selbst zu Wort kommen:

„In Paris sah ich damals, am Ende der 30er Jahre, den ersten Eisenbahnzug nach St. Germain abfahren. Dies machte auf mich — besonders der Anblick der Lokomotive — einen solchen Eindruck, daß ich mir fest vornahm, mich dem Eisenbahnbau, dem Bau von Eisenbahnmateriale, speziell von Lokomotiven, zu widmen. Zur Verwirklichung dieses Vorsatzes kam ich auf folgende Weise: Im Jahre 1839 kam der zweite Direktor der Kesslerschen Maschinenfabrik in Karlsruhe, Herr August Ehrhardt nach Paris, um tüchtige französische Mechaniker für das Unternehmen zu gewinnen. Ehrhardt, der früher selbst in Paris beschäftigt gewesen war, hatte hierfür einige seiner damaligen Bekannten ins Auge gefaßt. Diese Leute, speziell zwei von ihnen, namens Tessins und Benchère, erklärten ihm aber, daß sie seine Offerte nur dann annehmen, wenn er auch mich einstelle; sie seien der deutschen Sprache nicht mächtig, und möchten deshalb nicht ohne einen treuen, zuverlässigen Freund von Paris fort. So schloß Ehrhardt wohl oder übel, auch mich ins Engagement ein, und so kam ich beinahe gegen meinen Willen, und jedenfalls nicht meiner Fähigkeiten wegen, sondern infolge meiner Freundschaft mit den genannten französischen Monteuren nach Karlsruhe. Damit war meine Laufbahn für immer entschieden.“

Am einem Samstag abend im Juni 1840, nach langer Postwagenfahrt von zwei Tagen und einer Nacht, langten wir in Karlsruhe an. Am andern Morgen schickten wir unsern Kameraden Benchère von dem Gasthaus, in dem wir unser Hauptquartier aufgeschlagen hatten, aus, um das Terrain zu sondieren. Von dieser Rekonoszierung kam unser Kundschafter mit einem Bericht zurück, dessen Wärme und Kolorit auf uns einen niederschlagenden Eindruck machte. Benchère konnte nämlich nicht genug er-

zählen von den prächtigen Straßen der badischen Residenz, von den Leuten in sonntäglichem Putz und Staat, und wie sich das alles in der Juni-sonntags-Morgensonne schön und vornehm ausnehme. Und wir sollten uns in unsern Pariser Arbeiterblusen auf diesen Straßen zeigen! Nein! das hätte uns eine Schande für ganz Frankreich gedünkt! Es wurde dann auf Venchères Antrag beschlossen, uns heute in unseren Kantonnenments ruhig und still zu verhalten. Und doch war's keinem von uns wohl bei dieser freiwilligen Gefangenschaft. Die Schilderungen unseres Genossen hatten denn doch in uns die Lust geweckt, etwas von den Herrlichkeiten der fremden Stadt zu sehen. Da fiel mir zum Glück mein brauner Rock ein, der sich in einem sehr präsentablen Zustand befand. Wie, wenn wir diesen schönen braunen Rock der Reihe nach anzögen, und uns so in die badische Deffentlichkeit wagten? Gesagt, getan. Der braune Ketter aus der Not wurde mit gebührender Ehrfurcht aus dem Felleisen gezogen, meinen beiden Kameraden anprobiert, und nachdem die Probe bezüglich Länge, Weite und Faltenwurf so ziemlich zur Zufriedenheit ausgefallen war, unser gefahrter Beschluß einstimmig wieder umgestoßen und der Ausmarsch — freilich in zerstreuter Ordnung — durchgeführt. Die zur Verfügung stehende Zeit wurde in drei Teile geteilt, und jedem einer davon zugewiesen, dabei auch an Edelfinn und An-eigenmütigkeit des einzelnen appelliert, daß er den andern nicht allzu lange möge warten lassen. So ging einer nach dem andern aus, um die neue Stadt und ihr sonntägliches Leben und Treiben kennenzulernen. Und dies war das Début unjeres langjährigen Anstalteltes in Karlsruhe.

In der Kessler'schen Maschinenfabrik wurden wir sehr gut aufgenommen, und, da wir den meisten deutschen Arbeitern weit überlegen waren, erhielten wir auch gute Bezahlung, so, daß mein brauner Rock, nachdem er noch verschiedene Sonntage hindurch dreien Herren dienen mußte, in nicht zu langer Zeit zwei Karlsruher Kollegen bekam, die sich ebenfalls mit Ehren sehen lassen durften. Die Arbeiten, die für mich am meisten Anziehungskraft und Interesse boten, wurden wenige Wochen nach unserer Ankunft in Angriff genommen. Während nämlich bisher die wenigen Eisenbahnstrecken, welche in Deutschland bestanden, z. B. die Nürnberg — Fürther (1835), ihre Lokomotiven aus England bezogen hatten, wurde jetzt in dem Kessler'schen Unternehmen nach englischem Muster und unter der Leitung eines englischen Ingenieurs die erste Lokomotive selbst gebaut. Für diese erste in Deutschland gebaute Lokomotive fertigte ich die meisten feinen Bestandteile, die Präzisionsarbeiten, eigenhändig an.

Durch den Umgang mit dem englischen Ingenieur wurde mir, noch mehr als bisher zum Bewußtsein gebracht, daß England für meinen Beruf das bahnbrechende Land sei, und damit zugleich der Wunsch in mir rege, mir die Kenntnis der englischen Sprache anzueignen. Grammatik und Lexikon wurden angeschafft und die freien Stunden zu diesem Studium verwendet. Meine guten Pariser Freunde gingen allabendlich in eine Brauerei, denn das deutsche Bier, das damals schon eines wohlverdienten Rufes genoss, leuchtete den beiden Franzosen außerordentlich ein. So wenig nun gegen einen gelegentlichen guten Schluck einzuwenden gewesen wäre — leistete ich doch selbst anfangs meinen Freunden Gesellschaft — so widerte es mich doch sehr bald an, die ganze schöne freie Zeit so ohne alle höheren Bestrebungen und ausschließlich im Bierhaus zuzubringen; ich zog mich deshalb allmählich zurück und benutzte meine Mußstunden außer zum Studium des Englischen zur Befriedigung meines sonstigen Wissensdranges, um mich mit den in meinen Beruf einschlagenden Wissenschaften möglichst bekannt und vertraut zu machen, wie ich es früher in Paris getan hatte. Dies habe ich auch nie zu bereuen gehabt, denn während ich mich allmählich herausarbeitete, sind meine beiden guten Pariser ihr Leben lang Arbeiter geblieben. Sie sahen übrigens ohne Reiz zu, wie ich vorwärts kam, und wir blieben gute Freunde. Was das Englische betrifft, so war es für mein späteres Fortkommen von großem Wert, obgleich ich mir damals von der Kenntnis dieser Sprache keinen direkten Nutzen versprechen konnte. Junge Leute sollten daher nie fragen:

„Kann ich das brauchen, kann ich jenes verwenden und verwenden?“ am allerwenigsten aber denken, sie wüßten schon genug, sondern so viel wie möglich immer hinzulernen zu dem schon erworbenen, ob nun die praktische Verwertbarkeit sofort auf der Hand liege oder nicht, und jede Gelegenheit zu weiterer Ausbildung mit Freuden ergreifen und aussuchen.

Freilich ging es mit dem Vorrücken nicht so rasch, und einstreifen war ich eben, wenn auch gut bezahlter, so doch einfacher

Monteur. Darüber wollte mir nach Verfluß von 2 Jahren die Geduld allmählich ausgehen, und so kam es, daß die Vorschläge meiner Verwandten, nach Basel zu kommen, daselbst eine mechanische Werkstätte zu begründen, und mich zu diesem Berufe mit einem jungen Manne, namens Schaub zu verbinden, bei mir Eingang fanden. Der Gedanke, statt abhängiger Arbeiter mein eigener Meister, und Chef einer, wenn auch kleinen, so doch eigenen Werkstätte zu werden, gewann immer mehr Reiz für mich; auch wirkte der Wunsch meiner Mutter bestimmend auf mich ein, und so zog ich denn im März 1842 von Karlsruhe, wo man mich nur ungern ziehen ließ, weg.

In der mechanischen Werkstätte, welche wir im St. Albantal errichteten, wurde nun während einer Reihe von Monaten wacker gearbeitet. Aber trotz allem Eifer ging das Geschäft nicht recht, es wurde wenig verdient, es war, wie man so zu sagen pflegt, die „reine Anorzerei“, und ich kam immer mehr zu der Einsicht, daß ich mit meinem guten, braven, aber nicht sehr praktischen und unternehmenden Associe Schaub kaum je vorwärts kommen könnte. Der erfreuliche Umgang mit vielen liebenswürdigen Menschen, der mir durch meine Familienbeziehungen ermöglicht war, vermochte mich nicht über diesen geschäftlichen Mißerfolg zu trösten. An den lebhaften Umtrieb und die bedeutenden Verhältnisse der großen Establishments in Paris und Karlsruhe gewöhnt, wurde es mir bald zu enge, und eine Unruhe, eine eigentliche Melancholie bemächtigte sich meiner. So begrüßte ich es als eine wahre Erlösung, als eines Tages der nämliche Direktor Ehrhardt, der mich einige Jahre vorher von Paris mitgenommen hatte, in der Werkstätte erschien und mir den Antrag machte, als Werkführer in die Kessler'sche Fabrik zurückzukehren. Der jetzt noch lebende Herr Direktor Ehrhardt hat seitdem meinem lieben Sohn oft erzählt, als er mich in der dürftigen Werkstätte erblickt hatte, habe er gleich gedacht: „Den haben wir wieder, dieser Mensch mit seiner großen Energie gehört in größere Verhältnisse und nicht in eine so kleine Krähwinde!“

Nach Karlsruhe zurückgekehrt, fühlte ich mich wieder ganz in meinem Element und beschäftigte mich immer ausschließlich mit dem Bau von Lokomotiven, von welchen während meines mehr als zehnjährigen Aufenthaltes (1840—1842) und dann nach der Basler Zwischenzeit, (1844—53) die schöne Zahl von 150 erstellt wurden. Unterdeffen faßte ich auch in gesellschaftlicher Beziehung immer mehr in den bürgerlichen Kreisen der badischen Residenz Fuß, und befreundete mich namentlich mit den jüngeren Lehrern am Polytechnikum, aus deren Umgang ich für meine theoretische Ausbildung manchen Nutzen zog. Unter den Lokomotiven, die wir in Karlsruhe bauten, befanden sich auch die vier, für die erste schweizerische Eisenbahnstrecke Zürich—Baden bestimmten Maschinen. Für dieselbe wurde 1846 alles nötige Material, außer den Lokomotiven auch noch die erforderlichen Wagen und die ganze mechanische Ausrüstung in Karlsruhe fabriziert. Zu meiner großen Freude wurde ich im Frühjahr 1847 beauftragt, die erste Lokomotive über die schweizerische Grenze zu bringen. Unter großem Aufsehen der Basler Bevölkerung beförderte ich die Maschine über die Rheinbrücke und sah dabei manchen ehrfamen Basler Bürger ängstlich das Haupt schütteln, teils aus Besorgnis über das seltsame Ungeheuer, teils aus Furcht, die Last desselben könnte der alten hölzernen Brücke gefährlich werden. Kurze Zeit darauf wurde mir auch die Ehre zuteil, unter dem großen Jubel der Züricher Bevölkerung die Probefahrt als Führer auf der Lokomotive zu leiten, und so den ersten schweizerischen Eisenbahzug von Zürich nach Schlieren zu führen. Am 9. August fand dann die Eröffnung der ganzen Strecke statt. Außer den Arbeiten für die Eisenbahn Zürich—Baden und den sonstigen Aufträgen, die besonders in dieser Zeit häufig einliefen, hatten wir damals auch eine komplette Dampfheizung für die Fabrik Geigy in Steinen im Wiesental zu erstellen. Der Apparat wurde abgeliefert und in Betrieb gesetzt, wollte aber nicht funktionieren. Der Dampf zog nicht durch die Röhren und Oberst Geigy, der Chef der Firma, drohte der Kessler'schen Maschinenfabrik mit einem Prozeß, weil die Arbeiter in den kalten Lokalitäten trotz der schönsten Dampfheizung jämmerlich froren. Unser technischer Geschäftsführer, der früher als Dozent am Züricherischen Polytechnikum verstorbene Professor Schröter, pflegte sonst zuverlässig zu kombinieren, so, daß wir uns in Karlsruhe die Sache auf keinerlei Art zu erklären vermochten.

Magda Fuhrmann / Schwarzer Reiter im Wald

Zu den beiden Theodor-Körner-Gedenktagen im August und September.

Der Wald strömt Mittagshitze aus. Mühsam hebt sich sein glutgefättigter Atem. Duntflimmernde Luft Kocht um Farren und Gräser. Lichtstrahlen bohren rote Feueraugen in Brombeergestrüpp, Nesselbüsche und Wurzelgestelch. Heiß, sengend heiß. Oben bloß in klingender Sonnenhöhe ist Luft und Bewegung, leicht gefiederte Wolkenschwäne, tänzerischer Liebesflug verspielter Falterpaare.

Unter dichtem Blättervorhang ruht, auf seinem Arm gestützt, ein schlanker Jüngling von sehniger Diebsamkeit. Etwas wie Schicksal und Romantik ist um ihn. Nicht weil ein blutdurchtränkter Verband seinen Kopf bedeckt oder weil er den schwarzen

Waffenrock der Lützower Todesreiter trägt. Seine Augen sind es, deren ergreifende Seelenhaftigkeit aus edelsteinblauen Tiefen berückender Romantik zu kommen scheinen, Dichteraugen, Genieaugen. Schon hat sein Name Gültigkeit. Wer im Deutschen Reich kennt den jungen Theodor Körner nicht, der auf Glanz und Ruhm eines staunenswerten raschen, dichterischen Aufstiegs verzichtete, um sich dem Dienste für's Vaterland zu geloben? Keinen Augenblick hat er es bereut: Trunken von Leben, wie von Tod, erfährt er nichts anderes als die schrankenlose Darbietung seiner Jugend, das unbeachtliche Opfer für's Vaterland. Selbst heute, wo ihn während jenes schurkischen Ueberfalls bei Rixen des Feindes hin-

terhältige Kugel traf, wo er vielleicht aus einer Todeswunde blutet, selbst da empfindet er die gleiche, bewusste Hingabe. Sein lästerliches Soldatenherz bebt vor freudigem Stolz. Ist er doch persönlicher Adjutant seines über alles verehrten Führers, des Majors von Lützow, gewesen, hat er ihn doch heute noch Seite an Seite begleiten und schützen dürfen. Wie durch ein Wunder entkam er dann selbst, mit einem Notverband versehen, in diesen Wald, wo niemand ihn finden wird. Bis in die Rippen erschöpft, hat er nicht weiter fechten können. Und wenn er auch stirbe, sein Führer ist wenigstens gerettet, dieser farbige, quellende Mensch, der es versteht, die schwarzen Jäger zu befeuern und zu steigern. Draufgängerisch aber treu ist der Geist im Freikorps, ein Kamerad ist Blut vom Blut des anderen Kameraden, einer gehört zum anderen, ohne Unterschied des Standes, da gibt es gar kein Bedenken. Alle sind sie freie, starke Männer, die das Vaterland erretten, der Hölle trocken, den Feind ertränken wollen und sei es in eigenen Blute. Wie glücklich war der Tag, da Theodor Körner bei den Lützowern eintrat, wie freute er sich an ihren verwegenen scharfen Reiterköpfen! Die selbstverständliche Wärme, mit der die Jäger ihn begrüßten, hat etwas von glaubhafter Kinderherlichkeit gehabt. Dann die geprägte Stunde in der Kirche, als das Korps eingeseget wurde. In der Erinnerung feiert Theodor Körner noch einmal alles nach. Vorfrühling, eine schlichte Kirche in einem kleinen, lutherischen Dorf. Der Geistliche spricht völlig schmucklos, doch um so packender. Darauf der Eid. Treue schwört die schwarze Schar und Gehorsam, diese beiden Wahrzeichen höchster Menschengesittung. Gott bindet die Herzen der Kameraden aneinander, wie zu einem einzigen, großen, glühenden Herz. Und dieses Herz kennt keine Todesfurcht, es wird dem Sterben gewachsen sein.

Die Augenlider des schwarzen Reiters senken sich. So hell brennen die Kerzen hohen Sommers, diese grenzenlosen Lichtfüllen quälen. Blut rinnt über den Waffenrock auf das weiche Moosbett. In jedem Ast singt und zirpt und schwirrt und flüstert es, bligende Ameisenkolonnen arbeiten zielstrebig auf dem vor Trostlosigkeit knisternden Waldboden, allenthalben Leben, über ihm, neben ihm, nur er spürt den Tod in der schneidenden Wunde. Trotzdem sucht er mit Anstrengung nach einem Blatt Papier in seiner Brusttasche, die schweißbedeckte Hand beginnt matt Buchstaben hinzumalen, das unvergleichliche Lied „Abschied vom Leben“, dessen Stimme ewigen Klang behalten wird. Vorbei ist die kampfumbrante Reiterherrlichkeit, vorbei das raube, heftige und dabei so einfache, unbedingte Kriegerdasein. Ost ist er tagelang nicht vom Pferde abgestiegen, aber immer war er dieses vollblütigen, unverfälschten Lebens froh. Heil dir, milde Jagd, wie aus einem Gewitter fauchtest du daher, Blitz und Donner! Kommandorufe, Rauchschwaden, schwefelverengte Luft, Rosstämpfen, Kugelpfeifen, alles in rasender Bewegung, und neben diesem Tollen, Stürzenden, genaues taktisches Beobachten, sachliches Denken. Und Schlachtfelder, gestredte Leiber toter Kameraden, wie viele, ach Hunderte, Hunderte. Aber ich klage nicht um Euch, denn heldisch gingt Ihr unter und groß wie Gestirne. Auch ich werde nicht murren, wenn Euer Geschick mich heute trifft. Und todbereit, in vollkommener Ehrung eines unantastbaren Gehorsams schlief er die erste Strophe seines Abschiedsliedes mit den Worten:

„Gott, wie du willst, dir hab' ich mich ergeben.“ —

Horch, Schritte im Walde, fremde Zungen, Franzosen. Der schwarze Reiter birgt sein begonnenes Lied in der Brusttasche und hält den Atem an. Wohl Feinde, die sein Verbleib abhaken wollen. Das Geräusch verhallt. Blutverlust und bestommenes Lauschen haben den Verwundeten entkräftet, mit benommenen Sinnen verfällt er einem Halbgeträume. Doch einschlafen darf er nicht, in seinem Herzen ist ja das Lied, das er zu einem Ende führen muß, ehe er stirbt.

Als er nach einiger Zeit, die ihm wie Dauer mehrerer Stunden erscheint, aus seinem Hindämmern erwacht, verblaunt der sinkende Tag in weich verschwundenen Fernen. Alles im Walde ist jetzt stiller, ungeschäftiger. Sonnenumsäumte, rosenlippige Abendwölken träumen oben dem ausgeglühnten Sommertag nach, aber unten gespenstern schon leichte Nebel um Busch und Baum. Theodor Körners Dichtergenius flutet wieder dem Liede zu, er kann in den sinkenden Abendschleiern noch alles gut unterscheiden und schreibt mit zitternder Hand eine neue Strophe:

„Viel' gold'ne Bilder seh ich um mich schweben.“ —

Goldene Bilder von der Kindheit ersten Tagen an, da er dank der liebevollen Gepflegtheit seines Elternhauses wie eine Pflanze in der Sonne geblüht hatte. Wie fein, wie mitschwingend erkannte und förderte die aus einem Künstlerheim stammende Mutter seine bewegte und dabei tief verwunschene Dichternatur! Auch Emma, die Schwester voll Melodie und Seele, ist ihm stets verbunden gewesen, bis in die letzten Mägeltageiten selbstloser Geschwisterliebe. In schlichter Erhabenheit steht die Gestalt des Vaters vor dem Sohn, er beugt sich vor den inneren Gaben dieses Mannes, der ihn von der hohen Schau seiner Empfindungswelt gelehrt hat, immer die große Linie zu wahren. Dieses Vaters muß er sich würdig zeigen. Und reich, unermesslich reich hat ihn Toni Adamberger, seine Braut gemacht. Ah, die Wiener Zeiten, daran bloß zu denken ist Hervorbrechen einer Seligkeit, für die noch kein Ausdruck erfunden wurde. Er, Wiener Theaterdichter, seine Braut die gefeierteste Schauspielerin der Hauptstadt, das Theater ein Mythos für sich. Diese Schauer der Größe von der Bühne, der schwebende Ton in Tonis Stimme, als sie die Rolle der Helene in seinem

„Briny“ gab, alles bleibt im Gedächtnis bis zur Todesstunde. Hand in Hand ist das berühmte Künstlerpaar unter betäubendem Beifallsklatschen nach der ersten Aufführung des „Briny“ entrückt auf der Bühne gestanden, erwählte Menschen, wie von höherer Hand füreinander erschaffen. So haben die Wiener sie gesehen, so haben die Blätter von ihnen gesprochen, ein Genie des Dichtens und der Liebe ist Theodor Körner genannt worden. Der königliche König durfte sich nicht beschenken, nicht begnadeter dinken wie der 22jährige Dichter Theodor Körner, der Verlobte einer Künstlerin, deren Anmut süß war bis zur Unvergeßlichkeit. Er ist nicht in den Krieg gezogen als ein Verlorener, Verzweifelter, der im Schlachtgewühl den Tod sucht. Verwöhnt und geliebt kam er von Glücksgipfeln und hat doch gefühlt, daß das farge, harte Soldatenleben höher steht wie der hinreißende Bühnenschauber, wie der geistreiche Müßiggang zierlicher Wiener Geselligkeit. Mehr wollte er sein als bloß Theaterdichter, es galt, auf dem ernststen Theater des Lebens mitsprechen. Trotz Triumphfanfaren und Applausfalten hat er den hehren Ruf des Vaterlandes angenommen und ist ihm gefolgt, zwanghaft fast, wie man dem Ruf eines streng schönen Todesengels folgen muß. Seine Dichtkunst sollte dem Vaterland geweiht werden, nicht Bühnendichter, Kriegsdichter mußte er sein, Keier und Schwert, die Schlachten würden seine hymnisch begeisterten Lieder singen. Was bedeuteten äußere Ehren gegen die inneren dem Vaterland opfern zu dürfen. Kein Opfer war zu groß für des Volkes Freiheit. Der Abschied von Toni ist freilich so gewesen, als ob die ganze Welt für beide zerfiel, aber die Hochmenschlichkeit seiner Braut begriff den Verlobten wie immer auch hier. Er weiß, daß er der Umschwärmen, Begehrten vertrauen darf, Liebe und Treue ist eins für sie, komme was wolle, in gewissem Sinn würde sie stets die Dichterbaut Theodor Körners bleiben.

Nun hat der schwarze Reiter die Schluchzeile unter sein Abschiedslied gesetzt. Todesahnung überschauert ihn. Bernsteinfarbene Abendwolken ziehen, fliehen, verlöschen. Ihm ist, als sei auch der Wald plötzlich mit ihnen verschwunden. Wo befindet er sich? Andere Landschaft, andere Nacht umgibt ihn. Der Mond strahlt stahlklar, die Luft ist nicht mehr saft, es muß bereits dem Herbst zugehen, denn draußen hat man Reifig gestapelt und Feuer angezündet, vor denen Menschen lauern, um sich zu wärmen, Flammenstein spielt auf schwarzen Waffenrücken. Jetzt weiß Theodor Körner: es sind Lagerfeuer des Lützower Jägerkorps, er erkennt seine Kameraden. Gesang erkönt. Ist es nicht sein Lied „Vater, ich rufe dich“, das sie in die Mondnacht hinausfingen und hinausbeten, denn andachtsvoll klingt es wie Gebet. Geschliffen wie Spiegelglas ist des Mondes weißes Gleichen, alle Dinge werfen tiefe Schatten, die Stunde der Mitternacht naht. Allmählich verstummt der Gesang, die schwarzen Jäger legen sich nieder an den Reifigfeuern, die mit ihrem schwelenden, stumpfen Gelbrod durch das diamantfunkelnde Mondland glosen. Vollkommene Stille tritt ein, unterbrochen bloß durch den wachsam wiederkehrenden Ruf der Runden. Das Lager schläft, doch nur für kurze Zeit. Dann vernimmt man mit einem Mal Wagengerassel vom Dorf her, in der Nähe ist ein Dorf, dies weiß Theodor Körner in hellseherischer Klarheit. Die Kameraden wachen auf und erblicken in dem fast dämonenhaften Mondlicht einen langen Wagenzug, der Schritt für Schritt von einzelnen schwarzen Jägern begleitet wird. Warum schauen die Reiter so ernst drein, was bedeutet dies alles? Theodor Körner sieht, wie die Kameraden unruhig werden. Einer eilt dem Zuge entgegen und fragt. Es wären erbeutete, feindliche Wagen, im ersten läge auf Eichenlaub ein toter Kamerad, den sie ins Hauptlager brächten. Wer? Wer? Da hört Theodor Körner seinen eigenen Namen nennen. „Unser Körner ist es, unser Held und Sänger.“ Grandioses Schweigen, nahezu fühlbarer Schmerz kommt vom ganzen Lager, dann hört man lange nichts als erschüttertes Schluchzen aus rauhen Reiterkehlen und selbst der Strahlenmond verhüllt sich in ehrfürchtiger Mittrauer.

Theodor Körner fährt auf. Das Bild, das innere Schau ihm zeigte, entfernt sich. Er ist wieder im Walde, laue Juni-Nacht umfängt ihn, der Mond scheint nicht mehr, aber große Sterne wandern. Sie kommen ganz nahe. Der schwarze Reiter blickt zu ihnen empor, blickt tief, tief in sie hinein, ihm ist, wie wenn das irdische Leben ihn verlasse und er sich oben bei den Sternen eine neue Heimstätte suchen müsse. Doch heute hat das Schicksal es anders bestimmt und der dem frühen Tod Geweihte versinkt für dieses Mal in einen langen Genesungsschlummer.

Er schläft noch, als es bereits heller wird im Walde. Um seinen jungen Mund hängt ein Lächeln, das in die Seele greift. Goldeste Blüten hat sein Genius getrieben, edelste Frucht sind sie geworden. Liegt sein Genie aber zutiefst im Strömen seiner Dichtergaben? Ist sein Genie nicht die Liebe zum Vaterlande, diese heilige Liebe, die ihn Stufe um Stufe auf eine Höhe führt, auf der er der Stolz seines Volkes werden darf? Einer Höhe, die sublimiert werden muß durch die Größe des Heldentodes. Kurz wird sein Leben sein und dennoch länger als das Leben der meisten Menschen. So unerhört erlebt ist es, so bis an den Rand, des Daseins erfüllt, daß es mehr wie die Länge eines einzigen Lebens umschließt. Schicksalhaft in den eigenen Genius verwoben, hat dieses kurze, lange Leben von Anbeginn an zum unsterblichen Tode der früh Vollendeten gedrängt.

Fürsich von Zeit und Mensch liegt der schwarze Reiter im Walde. Und in einem auf ahnungsvolle Art verklärten Glück lächelt er dem Licht jungen Moraens entgegen, das jetzt groß und stark aufsteht über dem ganzen Deutschen Reich.

W. Reichmann / Ein Markgraf in Haft

Lebensjatt und müde, mit 62 Jahren ein Greis, so teilte Christoph I. von Baden am 25. Juli 1515 seine Länder unter seine drei Söhne. Am 1. August übergab er ihnen sogar die Regierung. Zwar hoffte er wieder zu genesen und die Herrschaft persönlich ausüben zu können. Aber auch die geistigen Kräfte des Markgrafen versielen, so daß Kaiser Maximilian die jungen Herren zu Vormündern ihres Vaters bestellte; 1518 bekam er im alten Schlosse Baden Wohnung, Pflege und Aufsicht. Hier ist er in geistiger Umnachtung 1527 gestorben.

Dies das Bild vom Lebensabend des wackeren Kriegsmannes und Wehrers seiner Hausmacht, wie es nach dem Vorgang älterer Darstellungen v. Weech in seiner Badischen Geschichte zeichnet; durch ihn ist es allen geläufig, die sich mit der Vorzeit unsrer Landschaft abgeben. Aber ein altes Bild verlangt gelegentlich nach reinigenden Händen; in unserm Fall nach Vergleich mit den Urkunden. Gelten solche der landläufigen Vorstellung als vergilbt und verstaubt, so sind sie im Gegenteil geeignet, den Staub von der bequem-gefälligen Uebersetzung zu entfernen, daß die ursprünglichen Züge hervortreten, scharf und hell.

Man übersieht zu leicht, daß die Teilung an die drei Söhne vom 25. Juli 1515 nur eine Verfügung für den Todesfall ist, daß der Markgraf bereits acht Tage später zweien seiner Söhne, Philipp und Ernst, die Regierung übergibt.

Er begründet seine Amtsmüdigkeit am 1. August mit dem Wunsch, als ein Fürst sich Sorge, Unruhe und Arbeit zu erleichtern. Die Unruhe bereitete ihm sein ältester Sohn Bernhard, seit Jahren am Hof zu Brüssel daheim, der keinen Anteil an der Regierung bekommt. Bei der Besprechung hatte er allen Verfügungen des Vaters zugestimmt, auch der, daß der jüngere Bruder Philipp einst in der Markgrafschaft nachfolgen sollte. Bernhard zeichnete sich nicht gerade durch rasche Auffassungsgabe aus, vermutlich hat er meist auf das geachtet, was ihm selber verschrieben wurde, und manches überhört. Als dann hinterher davon die Rede war, daß die Landschaft Philipp vorläufig huldigen solle, begriff er, daß er übergangen war, und erhob Einspruch. Es muß damals eine lebhafte Auseinandersetzung gegeben haben, denn wir hören, daß Bernhard „in Verwahrung genommen“ wurde. Erst am 3. August, nachdem die Verfügung zugunsten seiner Brüder ausgefertigt war, kam er wieder frei und beeilte sich, nach Brüssel zurückzukehren.

Solche Vorgänge konnten auf Nerven und Gemüt des alten Markgrafen nur aufregend wirken. Wir brauchen also den Untersuchungen über die Krankheiten berühmter Männer keinen Fall Markgraf Christoph anzureihen; die Urkunden sprechen, eine sogar deutlich, wie eine Schallplatte.

Wir besitzen das Konzept eines Schreibens, das der alte Herr im August 1515 diktirte, aufgenommen durch einen Luxemburger Cleric seines Gefolges, der natürlich das Deutsch seiner Mundart sprach, aber, nur französische Kanzlerarbeit gewohnt, peinlich lautgetreu nachschrieb. Er setzt häufig sich für j. z. B. schuchen für suchen, schweifeln für zweifeln usw. Christoph litt also im August 1515 an einer gewissen Hemmung der Zunge; er hat sich, wie wir sagen, schlagtrübend geärgert. Im ersten Schrecken hat er die Regierung abgegeben.

Allerdings nur auf 4 Jahre. Er hoffte auf eine Wiederherstellung, darum behielt er sich auch einen Hofstaat vor, 25 Pferde und 40 Personen. Aber er sollte ihre Dienste nicht mehr in Anspruch nehmen. Er, der sein halbes Leben im Sattel verbracht hatte, wurde in dem verfallenden Alten-Baden interniert. Wenn er nicht krank war, hier mußte er es werden. Die Ärzte, die ihn noch 12 Jahre am Leben erhielten, verdienen alle Anerkennung.

Denn nicht erst 1518, bereits 1515 kam der Markgraf in das Schloß, das ihm 1479 nicht mehr schön genug gewesen war, das er durch einen Neubau in nächster Nähe der Stadt, das Neue Schloß, ersetzt hatte.

Am 15. Januar 1516 übertrug Maximilian den Markgrafen Philipp und Ernst ihres Vaters „Pfleger, Cura und Verforgnis“, zunächst auf ein Jahr; am 19. Oktober 1516 wurde diese Uebersetzung ohne Frist verlängert. Das Schreiben aus Baden, durch welches die Verfügung erbeten wurde, ist in Wien nicht erhalten; wir können es aber mutatis mutandis aus einem andern erschließen. Auf S. Thomäabend (20. Dezember) 1515 schreiben Philipp und Ernst an Meister und Rat der benachbarten und besfreundeten Stadt Straßburg, sie seien „genotdrängt, unsers Herrn und Vaters Person in fürstlich und ehrlich Verwahrung zu nehmen.“

Diese Verwahrung fällt also noch in das Jahr 1515. Da solche Entscheidungen gewöhnlich einige Zeit brauchen, kann man eigentlich sagen, sie schließt sich ziemlich noch an die Verhandlungen vom Juli und August an. Niemand, soviel wir wissen, lehnte sich dagegen auf. Die Beamten, soweit Markgraf Philipp nicht einen Wechsel für angezeigt hielt, blieben im Dienst, auch der, welcher das Recht und die Pflicht hatte, gelegentlich bittere Wahrheiten zu sagen, der Hofnarr Hünzel von Singen. Auch die kaiserliche Genehmigung machte keine Schwierigkeiten, sie war weniger Sache des hohen Herrn als der Kanzlei. Der Petent setzte meist selbst den gewünschten Wortlaut auf und versicherte sich des Einverständnisses der Räte. So sagt denn Markgraf Philipp 1518 ge-

legentlich, er habe „merklich sommen zu erlangung des Curatoriums unsers herrn und vaters verwarung halb“ am kaiserlichen Hofe ausgegeben.

Die Aeußerung steht in einem Schriftwechsel der beiden regierenden Fürsten, der rasch so schroffe Formen annimmt, daß die Herren sich nicht mehr unmittelbar schreiben, sondern nur noch durch Mittelspersonen, und selbst diese, erschreckt über die Schärfe des Tons, die Annahme weiterer Schriftsätze verweigern. Philipp hatte von seinem Bruder den vereinbarten Beitrag zum Unterhalt des Vaters verlangt. Nun war Markgraf Ernst gegen Geldforderungen sehr empfindlich. Er erhob Gegenforderungen, verlangte sogar eine neue Teilung, so daß ihn Philipp erinnern mußte, daß sie doch nur Statthalter und an die Bestimmungen ihres Vaters gebunden seien: „So weiß unser Bruder, welcher Gestalt wir unsers Herrn und Vaters Land und Leut regieren; und wollten unsers Teils, daß Gott sein Gnad verlieh, daß unser Herr Vater wieder Gesundheit erlangt, damit er seinen Landen und Leuten und dem Seinen nützlich vor sein möcht.“

Ernsts Antwort ist eine förmliche Explosion: er habe von dem, was man kaiserliche Majestät, Kurfürsten und Fürsten und Andern zugeschrieben, nur den kleineren Teil gewußt, die Artikel seien ihm versiegelt überhändigt worden. „Sollten wir nu befinden, daß solches aus zeitlichem Nutz beschehen, so würden wir geruht, zu arbeiten und zu suchen, damit unser Herr Vater wieder ausgelassen wird.“

Geschick und würdig verbittet sich Philipp weitere Zank- und Schmachschriften; Ernst möge an seine Kinder denken! Wenn aber einer der beteiligten Fürsten von „Freilassen“ spricht, dürfen wir uns nicht wundern, daß andre Leute an demselben Faden spannen. Was geredet wurde, drückt eine zeitgenössische Quelle *) viereckig aus: „Markgraf Christoph war ein löblicher und verständiger Fürst, aber er wollt seinen Söhnen zu lang leben. Do legten sie ihn gefangen uf Alten-Baden.“

Der alte Graf im Turm, der älteste Sohn enterbt, die feindslichen Brüder, das alles gab es damals, und nicht nur in der Geschichte der kleinen italienischen Fürstenthümer oder der päpstlichen Familie. Um die Kuffhäusergestalt im Alten Schloß zu Baden weht die schwüle Luft des Cinquecento. Ehe wir aber untersuchen, ob nicht vielleicht Schiller hier die Verhältnisse der Grafenfamilie von Moor für seine „Räuber“ gefunden hat, hören wir die Urkunden zu Ende.

Die kaiserliche Verordnung von 1516 sagt in ihrer Begründung, daß „unserm Dheim Ungefälle zugestanden an seiner Vernunft und Schidlichkeit“. Hieraus hat die Geschichtsklitterung die „geistige Umnachtung“ entnommen. Aber in der Anzeige an den Rat zu Straßburg liest man es anders. Sie hätten gehofft, schreibt Philipp, der Vater werde, nachdem er der Regierung entladen, der unnützen und schädlichen Leut, so von törichten Frauen- und Mannspersonen täglich um ihn sind, Abscheuens haben. Aber es habe endlich dahin reichen wollen, daß seiner Seel Verdammnis, und sein und vieler Leut Leib Sorg und Fährlichkeit daraus gefolgeten. Wie haben wir dies zu verstehen?

Nun, Christoph war auch darin ein löblicher Fürst im Sinne seiner Zeit, daß er das Geld nicht sparte. Wir erinnern uns, daß er sich am 1. August 1515 auch der Sorgen erleichtern wollte. Er hatte Sorgen, denn er hatte Schulden. Die Verfahren, mit denen sich unsre lebenslustigen Zeitgenossen die nötigen Mittel verschaffen, waren noch nicht erfunden. Statt dessen versuchte man mit Hilfe des Bösen Gold zu machen, verborgene Schätze zu heben u. dergl. Blut, Haare, Fingernägel, Leichenteile, Glieder von ungelauteten Kindern u. dergl. waren dazu erforderlich. Die Chemie in ihren Kinderstuben sollte helfen, den Stein der Weisen finden. Mißling der Versuch, ging der Adept mit Ziegeln und Reuertorten in die Luft, so hatte ihn der Teufel geholt.

In unsrer Landesart fehlte es 1515 nicht an Hexen und Schwarzkünstlern. Zu Knittlingen bei Bretten soll der Doktor Faust geboren, zu Staufen im Breisgau um 1540 gestorben sein; seinen hinterlassenen Büchern wurde stark nachgefragt. In diesen Kreisen haben wir die Frauen und Männer zu suchen, die sich täglich zu dem alten Fürsten drängten. Zauberei aber war eine schwere Sünde, die der Seele Verdammnis nach sich zog, und auch dem Leibe Schaden und Gefahr brachte; harte Strafen standen darauf. Markgraf Philipp griff ein, um den „Hexenhammer“ auszuschalten.

Dieser hat noch lange das Feld behauptet, lange loberten die Scheiterhaufen. Schlichtern setzte der Widerspruch ein, 1563 durch Johann Weier, Arzt des Herzogs Wilhelm von Cleve, einen Protestanten, dann durch die Jesuiten Tanner und Friedrich v. Spee. Heute noch kann sich, wer auf den Aberglauben der Menschen spekuliert, ein hübsch Leben zimmern; die Nacht weicht langsam aus den Tälern, Aufklärung und Fortschritt sehen immer vereinzelt ein. Wenn Markgraf Philipp die Nothelfer seines Vaters törichte Personen nennt, und die kaiserliche Kanzlei von einem Unfall an der Vernunft spricht, spüren wir wohlthuend den frischen Morgenhauch einer neuen Zeit: Renaissanceluft.

*) Zimmerische Chronik, 2. Ausg., 1882, 1. Bd., S. 183.